

ANDREAS GRUBER
Jakob Rubinstein



Andreas Gruber

Jakob Rubinstein

Mysteriöse Kriminalfälle

GOLDMANN

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine überarbeitete
Neuausgabe des erstmals 2017 im Luzifer-Verlag veröffentlichten Titels.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Phantastik-Werkausgabe Band 5

1. Auflage

Neuausgabe August 2026

© 2026 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

Ein Projekt der AVA international GmbH

Autoren- und Verlagsagentur

www.ava-international.de / www.agruber.com

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: © catnap72 / istock / Getty Images; © FinePic®, München

Th · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49743-0

www.goldmann-verlag.de

*Für Gaby Willhalm,
weil wir beide den Geruch von Büchern lieben*

*»Es ist besser, sein Wissen zu verheimlichen,
als sein Unwissen preiszugeben.«*

– JÜDISCHES SPRICHWORT –

INHALT

Vorwort 11

Prolog 17

Erster Fall:

Der fünfte Fahrgast 21

Zweiter Fall:

Das Pendelmetronom 83

Dritter Fall:

Der mysteriöse Tod des Eduard Kaminsky 151

Vierter Fall:

Die spurlos Verschwundene 205

Fünfter Fall:

Das Mosaik des Todes 257

Sechster Fall:

Finale in der Hofburg 307

Epilog 360

VORWORT

Ich wollte schon immer Autor werden und eines Tages auch von der Schriftstellerei leben können. Dieser Wunsch – keine Ahnung, woher der kam, denn in meiner Familie gab es weder Literaten noch Journalisten oder Künstler irgendwelcher Art – hat mich schon in frühen Jahren geprägt.

Mit fünf Jahren, zu einem Zeitpunkt, als ich noch nicht schreiben konnte, habe ich begonnen, Comics mit Sprechblasen zu zeichnen. Allerdings standen keine Wörter in diesen Sprechblasen, sondern nur Symbole, die ich damals für Wörter hielt, in der Hoffnung, dass es niemand bemerken würde. In diesen Bilder Geschichten strandeten Micky Maus und Goofy nach einem verheerenden Flugzeugabsturz auf einer einsamen Insel, auf der sie sich ein Baumhaus bauten. Damals hatte ich sozusagen schon die Handlung der TV-Serie *LOST* vorweggenommen.

»Ach, wie schön!«, sagten meine Eltern stolz, als sie meinen Comic betrachteten. »Unser Sohn wird einmal Maler.«

Meinen ersten Roman schrieb ich dann mit neun Jahren, während der Sommerferien im Keller der Schrebergartenhütte meiner Eltern. Mit einem Bleistift auf einen Notizblock. Es war ein Krimi. Der Roman hieß *Moneten, Bier und heiße Bräute*. Nach drei Seiten waren alle Charaktere tot. Der Roman war zu Ende – und ebenso meine vorläufige Schriftstellerkarriere.

Schließlich erlernte ich mit fünfzehn Jahren während meiner Schulzeit an der Handelsakademie das Zehnfingersystem auf der Schreibmaschine. Ich schrieb wie der Teufel! Diese neue Fähigkeit musste natürlich sofort sinnvoll genutzt werden, und so verfasste

ich auf der damals noch mechanischen Schreibmaschine meiner Mutter meine ersten Horror-Heftromane. Es handelte sich dabei um ganze zwei A4-Seiten, die einmal gefaltet von Heftklammern zusammengehalten wurden. Meine Geisterjäger-Storys waren Hommagen an die große Gespenster-Krimi-Heftroman-Ära von John Sinclair, Larry Brent, Tony Ballard, Professor Zamorra und Damona King. Doch mein Geisterjäger jagte weder Vampire, Zombies noch Ghoule, sondern vernichtete mit Amulett und geweihten Silberkugeln reihenweise Gössingers. Gössingers deshalb, weil einer meiner Mitschüler Gössinger hieß und – so dachte ich damals jedenfalls – einem Zombie verdammt ähnlich sah. Heute sieht Jürgen Gössinger ziemlich cool aus, und er hat alle Weihwasserattacken unbeschadet überstanden.

Danach habe ich mich mit neunzehn Jahren noch einmal an einer Schriftstellerkarriere versucht. Immerhin sind aller guten Dinge bekanntlich drei. Diesmal mit ernsthaften Kurzgeschichten auf einer neuen elektronischen Schreibmaschine, jedoch habe ich von den großen Verlagen nur Absagen erhalten. Einen vierten und letzten Anlauf unternahm ich schließlich 1996 mit achtundzwanzig Jahren, und zwar auf einem der ersten Laptops, die es damals gab. Erst zu diesem Zeitpunkt konnte ich einige meiner Kurzgeschichten in Magazinen und Anthologien veröffentlichen. Seither schreibe ich regelmäßig.

»Ich zweifle an dem Geisteszustand der Menschen, wenn sie freie Schriftsteller werden wollen«, hat der deutsche Schriftsteller und Literaturhistoriker Walter Jens einmal behauptet.

Wie recht er damit doch hat!

Man muss schon ein wenig geistig umnachtet oder von Geschichten besessen sein. Oder beides, so wie ich.

Nach einer Storysammlung mit Horror-Kurzgeschichten und einer weiteren mit Science-Fiction-Erzählungen sollte *Jakob Rubinstein* im Jahr 2003 mein drittes Buch werden.

Wie es dazu kam?

Ich wollte mich von Kurzgeschichten langsam an einen Roman herantasten und habe mit *Jakob Rubinstein* einen Episodenroman mit fünf in sich abgeschlossenen Fällen geschrieben. Dabei sollten sich einige Sub-Plots wie ein roter Faden durch die Geschichten ziehen und Prolog und Epilog dem Buch einen Rahmen geben.

Der jüdische Detektiv Jakob Rubinstein hätte ursprünglich Jake Sullivan heißen und in New York ermitteln sollen. Allerdings erschien es mir falsch, angloamerikanische Autoren kopieren zu wollen und meine Storys in einem amerikanischen Setting zu platzieren. Außerdem war es leichter, mir bekannte Schauplätze zu verwenden, als über Locations zu schreiben, die ich – zumindest damals – noch nicht persönlich besucht hatte. Was war also naheliegender, als aus Jake Sullivan einen Wiener Privatdetektiv mit jüdischen Wurzeln zu machen, der seine Fälle nicht nur mit Kombinationsgabe löst, sondern auch jegliche Zufälle nutzt und eine Portion jiddische Weisheit mit ins Spiel bringt? Dabei würde er in psychiatrischen Anstalten ermitteln, in Bahnhöfen, Krankenhäusern und Wiener Galerien, und am Ende des Buches sogar – ganz in der Tradition des *Dritten Mannes* – in die legendäre Kanalisation der ehemaligen K.-u.-k.-Kaiserstadt hinabsteigen.

Aber wie sollte dieser Rubinstein aussehen?

Als ich meine ersten, damals noch unveröffentlichten Kurzgeschichten schrieb, hatte ich reale Vorbilder für meine Charaktere gewählt: Freunde oder Verwandte, wie beispielsweise meinen Onkel Peter als beleibten Drogendealer oder meine Tante Traude als taffe Raumschiffkommandantin. Aber das hatte überhaupt nicht funktioniert, denn die Figuren hatten in meinen Geschichten nicht nur wie ihre realen Vorbilder ausgesehen, sondern sich leider auch genauso verhalten, wodurch sie für meine Handlung unbrauchbar geworden waren.

Schließlich wurden Jakob Rubinstein, Nicolas Gazetti und ihre Freunde und Helfer genauso wie die späteren Figuren meiner Storys vollständig am Reißbrett entworfen. Somit blieb von der ursprünglichen New-York-Idee nur noch ein Detail übrig: Rubinstein ist Jazz-Fan und hört leidenschaftlich gern Frank Sinatra.

Rein optisch schwebte mir der etwas übergewichtige Jakob Rubinstein als eine Mischung zweier bekannter Schauspieler vor, deren Namen ich Ihnen jetzt nicht verraten möchte, da Sie sich Ihr eigenes Bild von Rubinstein machen sollen. Als Testleserin kennt meine Frau diese Vorlage natürlich, und sogar heute noch, wenn wir einen Film sehen, in dem einer dieser Schauspieler plötzlich in einer Nebenrolle auftaucht, entfährt uns ein überraschtes: »Schau, der Jakob Rubinstein!«

Nachdem eine österreichische Journalistin seinerzeit die Erstveröffentlichung im Jahr 2003 gelesen hatte, hat sie mir bei einem Interview verraten, dass sie dieses satirische Crossover aus Mystery und Thriller eigentlich ganz gut fände. »Aber warum muss Jakob Rubinstein ausgerechnet ein Jude und sein bester Freund Nicolas Gazetti unbedingt schwul sein? Ist das nicht gefährlich, so etwas zu schreiben?«

Gefährlich? Ich konnte nur fassungslos den Kopf schütteln. Einige meiner besten Freunde sind schwul. Außerdem liebe ich den jiddischen Humor. Und weil es damals – leider genauso wie heute – einige Ressentiments gegenüber Schwulen und Juden gab, vor allem in einer konservativen Stadt wie Wien, war es mir ein Bedürfnis, dieses Ermittlerduo genau so zu kreieren und in Wien anzusiedeln.

Oj, oj, oj!

Mittlerweile ist die einstige Erstauflage im Basilisk Verlag von dreihundert Exemplaren längst vergriffen. Ebenso die erweiterte Neuauflage im Luzifer-Verlag, für die ich 2017 das Buch komplett überarbeitet, die Storys aufpoliert und einen weiteren sechsten

Fall geschrieben habe, basierend auf einer Idee, die mir schon lange durch den Kopf gegangen war.

Daher danke ich meiner Lektorin Karla Seedorf und dem Goldmann Verlag, der mir die Möglichkeit gab, diesen Episodenroman im Rahmen einer neu gestalteten umfangreichen Phantastik-Werkausgabe neuen Leserinnen und Lesern präsentieren zu dürfen.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß mit Jakob Rubinstein und seinen mysteriösen Ermittlungen in den dunklen Ecken Wiens.

Herzlichst,
Ihr Andreas Gruber

Grillenbergl, im Winter 2025

PROLOG

Grausberger, ein schwächlicher Mann mit Hornbrille und Seitenscheitel, betrat auf leisen Sohlen den Raum. Langsam zog er die Tür hinter sich ins Schloss. Das Zimmer war fensterlos, wie auch die anderen Büros im tiefen Keller des Gebäudes. Nur eine Tischlampe erhellte den Raum. Das Licht blendete Grausberger für einen Moment.

Er fischte eine Akte unter dem Arm hervor und legte sie vor sich auf den Tisch. *Helene von Hörig* stand in Maschinenschriftlettern auf dem grauen Deckel des Dokuments. Nervös trommelte er mit den Fingern auf dem Pappdeckel. Schließlich stieß er die Mappe von sich. Die Akte rutschte über die Tischfläche und wurde am gegenüberliegenden Ende von einer fleischigen Hand gestoppt.

Grausberger räusperte sich. »Wie behandeln wir den Fall?«

Die stämmige Gestalt, die hinter dem Tisch im Dunkeln saß, warf einen flüchtigen Blick auf das Dokument. »Gar nicht.« Der beißende Zigarrenqualm einer Davidoff waberte durch den Raum. Stoff raschelte, als der Mann den Knopf seines Sakkos öffnete.

»Gar nicht?« Grausberger hatte eigentlich eine konkrete Anweisung erhofft. Irgendwie musste der Fall doch vertuscht werden.

»Sie haben richtig verstanden«, knurrte der Mann. Als er sich nach vorn beugte und auf die Ellenbogen stützte, blitzten für einen Augenblick Manschettenknöpfe im Licht der Lampe auf. Sein Gesicht blieb im Dunkeln.

Grausberger rang die Hände. »Die Kriminalpolizei wird weiterhin nach dem Mädchen suchen.«

»Wird sie nicht. Die Kripo macht das, was ich ihr sage. Es wird überhaupt niemand nach der Kleinen suchen. Der Fall verschwindet in der Schublade.«

»In der Schublade?« Grausberger schnappte nach Luft.
»Aber ...«

Der Mann erhob sich ächzend aus dem Stuhl und schob sich die Zigarre in den Mundwinkel. »Jagen Sie die Akte durch den Schredder.« Er schleuderte die Unterlagen über den Tisch zurück.

Grausberger hatte Mühe, die Papiere einzufangen. »Aber wenn jemand zu recherchieren beginnt?«

»Wer denn?«

Grausberger schluckte. »Sie wissen, von wem ich rede. Vor Kurzem hatten wir einige unangenehme Zwischenfälle, die wir in letzter Minute verschleiern konnten«, erinnerte er seinen Vorgesetzten. Er selbst hatte noch vor wenigen Wochen Akten vernichtet, Zeugen bestochen, mit der Presse gesprochen und dafür gesorgt, dass es zu keinem Skandal kommen würde. Aber mit diesem Fall hatten sie sich zu weit aus dem Fenster gelehnt und es endgültig übertrieben.

»Unangenehme Zwischenfälle? Sie meinen doch nicht etwa den Juden Rubinstein und seinen schwulen Freund, diesen Kommunisten Gazetti?«, murrte der Mann abfällig.

»Kolumnist«, korrigierte Grausberger ihn.

»Wie?«

»Gazetti ist *Kolumnist*, nicht *Kommunist*, er schreibt für ein Magazin.«

»Und wenn schon! Spielt Carla von Hörig immer noch mit dem Gedanken ...?«

»Ja, soeben kam die Nachricht von unserem Observations-team, dass sie sich auf dem Weg zu Jakob Rubinsteins Büro befindet. Offensichtlich will sie ihn engagieren und mit den Nachforschungen betrauen.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Grausberger. Rubinstein ist zu dumm. Der kommt nie dahinter, was wirklich passiert ist.«

»Aber vielleicht seine Sekretärin. Die ist ziemlich clever.«

»Clever sein allein wird ihr nicht genügen.«

»Aber wenn ...?«

»Was, *wenn*? Wo sollten die beiden denn zu suchen beginnen?«
Der Mann wischte mit dem Arm durch die Luft.

Grausberger zuckte zusammen. »Ich weiß es nicht. An einem offenen Ende, einem Anhaltspunkt, an einer Spur, die wir übersehen haben? Immerhin wird das Experiment heute Abend zum letzten Mal wiederholt und deshalb ...«

»Diesmal verwenden wir Freiwillige«, unterbrach ihn der Koloss abermals, während er hinter dem Schreibtisch auf und ab ging. »Außerdem gibt es keine offenen Enden. Diesmal nicht. Wir haben alle Spuren beseitigt. Der Fall ist *dicht*. Haben Sie verstanden?«

Grausberger schluckte, dann nickte er. »Jawohl, Herr Minister.« Er würde die Akte *Helene von Hörig* durch den Reißwolf jagen, wie alle anderen Dokumente davor auch.

»Gut.« Der Dicke paffte eine Rauchwolke zur Zimmerdecke. Der scharfe Geruch trieb Grausberger die Tränen in die Augen.

Indessen trat der Mann aus dem Schatten und humpelte mit einem steifen Bein an Grausberger vorbei zur Tür. Grausberger starrte Innenminister Frank Rohrschach nach, als er den abhörsicheren Raum unter der Wiener Hofburg verließ.

ERSTER FALL

DER FÜNFTE FAHRGAST

1. Kapitel

Jakob Rubinstein musterte die Dame, die vor wenigen Minuten sein Büro betreten hatte. »Ihre Tochter ist also verschwunden, Frau ...?« Er hob die Augenbrauen.

»Von Hörig. Carla von Hörig. Den Titel meines Ex-Mannes habe ich behalten – wie so manch anderes auch.« Die Brünnette lächelte und schlug ein Bein über das andere, sodass der knisternde Saum des Sommerkleides über das Knie rutschte. Das Licht der Morgensonne spiegelte sich in den glänzenden Nylonstrümpfen, wodurch die Beine strammer wirkten.

»Ich bin seit einem Jahr geschieden«, fügte sie mit einem in Zeitlupe gedehnten Augenaufschlag hinzu und warf ihm einen zweideutigen Blick zu. Dann beugte sie sich nach vorn, um den Rocksäum glatt zu streichen. Dabei spannte sich ihr eng anliegendes Kleid über den gewaltigen Busen, als wollte es jeden Augenblick reißen.

Unnatürlich proportioniert, dachte Rubinstein, wahrscheinlich genauso künstlich wie ihre Haarfarbe, die Wimpern, die faltenlose Stirn und die vollen Lippen. Frauen, die jenseits der fünfzig noch so jugendlich wie ein neunzehnjähriges Playmate wirken wollten, waren ihm suspekt. Allerdings ließ er sich nichts anmerken. Er faltete die Hände, stützte das Kinn auf die Zeigefinger und schwieg. Geduld war die einzige Fähigkeit, die er während seines Detektivdaseins gelernt hatte und tatsächlich beherrschte. Außerdem wollte er ihr Gelegenheit für weitere Erklärungen bieten.

»Helene ist meine Stieftochter.«

Rubinstein zog eine Augenbraue hoch. *Enkeltochter* hätte er Miss Playmate eher abgenommen. Soviel er bisher erfahren hatte, war das verschwundene Mädchen sieben, höchstens acht Jahre alt.

»Die kleine Helene ist die Tochter meines geschiedenen Mannes aus erster Ehe, müssen Sie wissen ... aber ich scheine Sie zu langweilen, Herr Rubinstein.«

»Keineswegs, Frau von Hörig«, murmelte er, während er wie beiläufig einige Briefe auf dem Schreibtisch zu einem Stapel schob. Es waren Briefattrappen. Damit der Tisch nicht so leer aussah.

»Stört es Sie, wenn ich unser Gespräch aufzeichne?«, fragte er.
»Nur zum persönlichen internen Gebrauch.«

Sie schüttelte den Kopf.

Rubinstein drückte eine Taste auf dem Diktiergerät, das neben seinem Telefon lag. Dass dieser Apparat schon seit Monaten defekt war und nichts aufnahm, hatte bis jetzt keiner seiner Klienten bemerkt. Dennoch fragte Rubinstein seine Kunden immer wieder um deren Zustimmung. Offenbar beruhigte es sie, wenn ihre Anliegen aufmerksam behandelt wurden.

»Nennen Sie mich Carla«, flötete sie. »Alle meine Freunde nennen mich Carla. Von Hörig klingt so schrecklich feudal, finden Sie nicht? Ach, man gewöhnt sich daran.« Lächelnd wedelte sie mit der Hand durch die Luft.

Rubinstein verzichtete auf eine Antwort. Er beobachtete *Carla* aus dem Augenwinkel, als lauerte er auf eine bestimmte Regung. Was war hier faul? Das Verschwinden der Stieftochter schien ihr nicht besonders nahezugehen. Offensichtlich brachte sie soeben einen Alibibesuch hinter sich, um ihr Gewissen zu beruhigen. Das künstliche Lächeln seiner Klientin dauerte an – *Klientin in spe* vielmehr, korrigierte Rubinstein sich. Immerhin hatte sie sich nicht ausdrücklich entschieden, ob er den Fall übernehmen sollte oder nicht. Mit etwas Glück war ihr aufgefallen, dass er Jude war –

gewitzt und raffiniert. Sein Vorteil! Für gewöhnlich wandte man sich an Cooper & Leeland oder Patzik, Pern und Partner, an Peter Hogart oder die alten, griesgrämigen Brüder Bennet. Nur Ahnungslose, die auf der Straße zufällig über sein Detektei-Schild an der Haustür gestolpert waren, hatten sich bislang in sein Büro verirrt. Dementsprechend leer sah es in seiner Kanzlei aus. Einige volle Aschenbecher sollten den Eindruck erwecken, dass er regelmäßig Besuch von Klienten erhielt und ziemlich unter Zeitdruck arbeitete. In Wahrheit stand die Hälfte der Aktenschränke leer.

Mit einem Mal kramte sie eine Spiegelsonnenbrille aus der Handtasche. Anstelle ihrer Augen sah er in dem Blau der Gläser sich selbst. Seine Krawatte saß schief und er selbst ... *o Gott!* ... wie er aussah! Sein Schnurr- und Kinnbart war wieder borstig, und sein dichtes schwarzes Haar glich allem anderen als einem Seitenscheitel. Den Versuch, seine Mähne mit Haargel bändigen zu wollen, hätte er sich sparen können. Er zog die Wangen ein, spitzte die Lippen, legte den Kopf schief und betrachtete sein Spiegelbild. Hatte er wieder zugenommen und diesmal endgültig die Hundertfünfzehn-Kilo-Marke überschritten? Das durfte Leah auf keinen Fall erfahren. Sie würde ihn wieder auf eine dreiwöchige Gürkendiät setzen.

»Herr Rubinstein, hören Sie mir überhaupt zu?«

Er sah sie an. »Natürlich, Sie sagten ...«

»Ich sagte, ich brachte die kleine Helene vor genau einer Woche zum Hauptbahnhof. Sie sollte mit dem *City Night Line* von Wien nach Düsseldorf fahren, zu ihrem Vater – meinem Ex-Mann.« Sie schüttelte abfällig die Hand, die Armreifen klimperten am Handgelenk. »Ich kaufte ihr eine Fahrkarte, gab ihr einen Kuss, drückte ihr Koffer und Teddy in den Arm und ließ sie am Bahnsteig zurück. Ich hatte Termine, *wichtige* Termine. Am nächsten Morgen rief mich mein Ex-Mann an und sprach mir auf die Mobilbox: Die Kleine sei nicht im Zug gewesen. Tja ...« Sie

hob die Schultern. »Offensichtlich ist sie nicht eingestiegen. Oder falsch ausgestiegen, oder zu früh umgestiegen. Wer weiß, was im Kopf dieser Göre vor sich gegangen ist?«

Rubinstein warf ihr einen Blick zu.

»Sehen Sie mich nicht so an! Keine Ahnung, was passiert ist. Seitdem haben wir nichts mehr von ihr gehört.«

Rubinstein nickte. Er fingerte am Krawattenknoten. Irgendwie musste es ihm gelingen, sein Doppelkinn verschwinden zu lassen. Nochmals würde er die Gurkendiät nicht durchstehen.

»Die Polizei hat das gesamte Gelände des Wiener Hauptbahnhofs abgesucht, die nähere Umgebung durchkämmt, Bus- und Taxifahrer befragt und sogar die herumlungernenden Penner verhört ... na, Sie wissen schon.« Sie wedelte erneut mit dem Arm durch die Luft.

»Jaja, die Wiener Polizei ist gewissenhaft«, unterbrach er ihren genervten Tonfall, der danach klang, als wollte sie dieses Gespräch so schnell wie möglich hinter sich bringen, ihre Telefonnummer samt Scheck hinterlassen und ihm noch einen schönen Tag wünschen. Er ließ den Blick über ihre gebräunte Haut, die straffen Beine und ihr perfekt gestyltes Haar schweifen. Anscheinend wollte sie nicht zu spät zu ihren *wichtigen* Terminen kommen: Friseur, Solarium und Fitnesscenter.

Oder sie hatte einen Termin bei ihrem Psychoanalytiker. Möglicherweise sogar bei Doktor Konrad, der seine Praxis im ersten Wiener Bezirk, gegenüber von Rubinsteins Büro, führte. Hin und wieder traf Rubinstein den Psychoanalytiker im Kaffeehaus. Der Doktor übermittelte ihm gelegentlich einige seiner Patientinnen für etwaige Nachforschungen, und davon lebte Rubinstein. Seit Kurzem hatte sich der Arzt nämlich auf neureiche Fälle spezialisiert – hauptsächlich junge Witwen. Wenn Rubinstein aus dem Fenster blickte, über die Rotenturmstraße zur anderen Häuserzeile, sah er direkt in die Praxis des Therapeuten. Immer wenn die

Vorhänge zugezogen waren, lag jemand auf der Couch. Und die Vorhänge waren oft zu. Manchmal erkannte Rubinstein durch den Spalt mit einem Opernglas ein Paar schlanker Damenbeine.

»Wenn Sie es wünschen, übernehme ich den Fall gern.« Rubinstein lächelte großzügig. »Lassen Sie mir Ihre Telefonnummer da und geben Sie meiner Sekretärin einen Scheck über einen angemessenen Betrag Ihrer Wahl.« Wie beiläufig schielte er auf den vollgekritzelten Stehkalender am Schreibtisch. Allerdings war kein einziger echter Termin eingetragen, nur fiktive. Er wiegte den Kopf, als brächte er den Fall gerade noch in seinem Terminplan unter.

»Ich melde mich bei Ihnen, sobald ich Ihre Stieftochter gefunden habe, *Carla*«, fügte er hinzu und zog eine Visitenkarte aus einem silbernen Etui, die er ihr in die Hand drückte.

Jakob Rubinstein

– Der besondere Detektiv –

Besondere Fälle brauchen besondere Methoden

Sie blickte lange auf die Karte, als überlegte sie. »*Der besondere Detektiv*«, las sie vor und steckte die Karte schließlich lächelnd in ihre Handtasche. »Hoffentlich nicht besonders erfolglos.«

»Aber, Carla, ich bitte Sie!«

»An Ihrer Stelle würde ich den Kalender aktualisieren.«

»Wie bitte?«

Sie nickte zum Stehkalender. »Das ist die erste Märzwoche, und mittlerweile haben wir Mitte Mai.«

»Oj.« Rubinstein schoss die Hitze ins Gesicht. *Schejner Mist!* Wie hatte das nur passieren können? Waren die letzten Wochen tatsächlich so rasch verflogen? Normalerweise verging die Zeit elend langsam, wenn es nichts zu tun gab. Lisa, seine Sekretärin, hätte den Kalender längst weiterblättern müssen.

»Davon abgesehen, mein Guter, sollten Sie mal die Griffe des Aktenschrankes abstauben.« Carla von Hörig schnappte sich ihren grässlich breiten Hut und erhob sich. Wie eine Amazone aus der Glanzzeit der Golden Fifties stand sie vor ihm. Die Morgensonne brach durch die Wolkendecke und warf grelle Lichtbalken durch die Jalousie auf ihr Kleid. Mit spitzen Fingern zupfte sie daran, als wollte sie die Lichtstreifen vertreiben.

»Sie sollten Detektivin werden«, schlug Rubinstein vor.

»Ich hoffe für Sie, dass Sie besser sind als ich«, seufzte sie. »In Anbetracht *meines* vollen Terminkalenders gebe ich Ihnen einen Scheck, und Sie finden Helene. Versprochen?«

»Versprochen.« Diese Hürde war geschafft! Rubinstein atmete erleichtert aus. Er hoffte, sie würde es nicht bemerken. Normalerweise war es in seiner Branche üblich, Honorare samt Spesenersatz im Nachhinein zu verrechnen, doch diesmal hatte er das Geld so dringend nötig wie die ausgedörrte Topfpflanze auf dem Fenstersims eine Kanne Wasser. Er schuldete Lisa Novacek noch das Gehalt für den letzten Monat, ganz zu schweigen von den Schulden bei seinem Freund Nicolas Gazetti. Gott, er durfte gar nicht daran denken.

»Schön, schön«, seufzte sie. Achtlos wie das Trinkgeld für einen lausigen Service, warf sie ihre Visitenkarte auf den Tisch, machte kehrt und wackelte auf hohen Absätzen zur Tür.

»Ach, sagen Sie mir bitte noch eines ... *Carla*.« Er betrachtete ihre Karte. Fünf Telefonnummern standen darauf.

»Ja?«, säuselte sie im nasalen Tonfall, als wollte sie sagen: *Machen Sie schnell, ich habe es eilig und muss zu Doktor Konrad!*

»In welchem Abteil fuhr Ihre Stieftochter nach Düsseldorf?«

Sie musterte ihn über den Rand der Sonnenbrille. »Keine Ahnung, ich bin mir nicht einmal sicher, ob sie überhaupt in den Zug gestiegen ist. Rufen Sie mich an, sobald Sie Helene gefunden haben, ja?«

Im Büro nebenan kritzelte sie ihre Unterschrift auf einen Scheck und wünschte Lisa einen schönen Tag. Eine Sekunde später fiel die Tür ins Schloss.

»Ist gar nicht so übel gelaufen wie befürchtet«, rief Lisa aus dem Vorzimmer. »Unsere erste Kundin diese Woche.«

»Nicht frech werden, junges Fräulein.« Rubinstein erhob sich und lehnte sich an den Türstock zwischen seinem Büro und dem Vorzimmer.

Seine Assistentin war zwar auch ein blondes Gift wie Carla von Hörig, aber ansonsten das genaue Gegenteil von ihr. Lisa, knapp fünfundzwanzig Jahre alt, studierte an der Technischen Universität Informatik, hatte vor drei Jahren ein Praktikum bei Rubinstein begonnen und arbeitete mittlerweile drei Tage pro Woche als Teilkraft in seiner Detektei, um sich ihr Studium zu finanzieren.

Anfangs hatte Rubinstein befürchtet, Lisas Aussehen würde seine Klienten abschrecken, doch das Gegenteil war der Fall. Ihre Piercings, Tattoos und die Frisur – eine Seite war kurz geschoren, die andere bedeckte die Gesichtshälfte – schien die wenigen Kunden, die er hatte, zu faszinieren. Außerdem hatte sie ein süßes Lächeln, extrem blaue Augen und war verdammt hübsch, auch wenn sie sich um jeden Preis zu entstellen versuchte. Zudem war Lisa talentiert und äußerst motiviert, was vielleicht auch daran lag, dass sie unglaublich neugierig war – und somit alle guten Voraussetzungen für diesen Job mitbrachte.

Dennoch fragte Rubinstein sich immer wieder, warum eine so clevere Person wie Lisa ausgerechnet bei ihm arbeitete. Sicher nicht deshalb, weil er das Gehalt so pünktlich überwies und der Job so nervenaufreibend war. Möglicherweise lag es daran, dass sie Mister Watson ins Büro mitnehmen durfte. Lisa wohnte nur zwei Gehminuten von der Detektei entfernt und schleppte ihren fetten Kater jedes Mal in der Katzenbox ins Büro, weil er allein zu Hause angeblich Depressionen bekäme.

Und so lag Mister Watson, eine Norwegische Waldkatze mit buschigen Ohren wie ein Luchs, halbtags faul auf dem Fenstersims und beobachtete den Straßenverkehr der Innenstadt.

Lisa drehte mit den Fingern einen Ring in ihrer Lippe. »Sie haben sich ganz gut geschlagen ... für Ihre Verhältnisse natürlich.«

Wie zur Bestätigung hob Mister Watson den Kopf und maunzte lautstark.

»*Schmonzes!*«, brummte Rubinstein. »In Zukunft werden Sie immer darauf achten, dass mein Stehkalender aktuell ist.«

2. Kapitel

Wien war eine Mischung aus modernen Glasfronten, Altbauten aus der Gründerzeit und klassischen Gebäuden aus der K.-u.-k.-Zeit, deren Marmorsäulen und Stuckarbeiten im Lauf der Zeit von Regen, Abgasen und Taubenscheiße schwarz geworden waren. Jede Epoche der letzten vierhundert Jahre war vertreten, und dazwischen schob sich ein bunter Strom an Menschen durch die Straßen.

Zu Mittag brannte die Sonne unbarmherzig auf die Dächer der Innenstadt. Temperaturen wie im Hochsommer! Rubinstein lenkte seinen silbergrauen VW-Käfer zwischen zwei Lastautos in eine Parklücke. Er holperte mit dem Vorderrad des schrottreifen '81er-Baujahrs über den Randstein und brachte die Karosse plumpsend zum Stehen. Mit einem Knopfdruck aufs Kassetten-deck verstummte Frank Sinatra. Der Detektiv hievte sich aus dem Wagen und überquerte die Straße.

»Du, du, du ... *I did it my way*«, sumnte er. Carla von Hörig hatte zweitausendfünfhundert Euro Anzahlung geleistet. Nicht schlecht! Das rettete ihn vorerst aus der Bredouille.

Rubinstein stieg keuchend die Stufen zu Mama Lins China-Restaurant hinauf. Aus drei Gründen kam er gerne hierher: Erstens hielt er das Lokal für das beste seiner Art in Wien, und zweitens lag es nur fünf Minuten von seinem Detektivbüro entfernt. Autominuten, wohlgemerkt! Denn bis auf seine Verdauungsspaziergänge machte er keinen Schritt zu Fuß. Und drittens kochte sie koscher für ihn.

Rubinstein schob den Vorhang beiseite und trat ein. Die Töne einer chinesischen Laute und das schummrige Licht der Papier-

lampions legten sich wie ein Seidentuch über das Restaurant und seine Gäste. Wie üblich war das Lokal bis auf den letzten Platz voll. Der Geruch von Soja und Bambussprossen stieg ihm in die Nase. *Köstlich!* Neben sich hörte er das Klappern der Stäbchen und das Klimpern überdimensionaler Suppenlöffel. So liebte er es. Er zwängte sich neben der Kleiderablage mit eingezogenem Bauch durch den Gang ins Lokal. Aus der Küche drangen das Zischen von Öl und das Scheppern der Bratpfannen.

Rubinstein winkte in die Küche. »Li, Sho, Yun, *nî hâu*.«

»*Nî hâu*«, tönte es dreimal aus der Küche. Li, Sho und Yun, die Rubinstein nur bis zur Schulter reichten, grinsten übers ganze Gesicht, verbeugten sich und nickten mehrmals. Ihr Alter konnte er schwer einschätzen. Jedenfalls waren sie schon hier, als er noch als junger Mann in einem Auskunftsbüro gearbeitet hatte, und das war gut zwanzig Jahre her – und sie sahen immer noch so aus wie damals.

Rubinstein schlüpfte durch den Seitenausgang ins Freie. Wie er diesen Garten liebte! Im Frühjahr war er am schönsten. Die Kirschblüten hatten ihr weißes Kleid angelegt, es duftete nach frischer Erde und knorrigem Holz. Eine Oase inmitten des hektischen Straßenlärms. Manchmal verabedete er sich hier mit Leah zum Mittagessen. Doch heute war er ohne Begleitung. Er musste nachdenken.

Sein Stammplatz unter dem mächtigen Kirschbaum war als einziger noch unbesetzt. Rubinstein ließ sich ächzend auf dem schmalen Stuhl nieder, schob das Reserviert-Schild zur Seite, knöpfte das Sakko auf, lockerte den Krawattenknoten und atmete befreit durch. *Endlich sitzen!* Die Sonne schien durch das satte Blätterwerk der Bäume, und die Blütenpollen der Gräser zogen wie kleine, vom Wind vertriebene Fallschirmspringer an ihm vorüber. Rubinsteins Nase juckte, doch er musste nicht niesen. Seit Mama Lin ihn vor Jahren in das Geheimnis der fernöstlichen

Akupunktur eingeweiht hatte, quälte ihn sein Heuschnupfen nicht mehr. Doch seine Nase fing an zu kribbeln, sobald er an Innenminister Frank Rohrschach dachte, dessen gurgelnde Stimme und die stinkenden Davidoff-Zigarren ... und das nicht nur im Frühjahr, sondern zu *jeder* Jahreszeit. Deswegen vermied Rubinstein den Gedanken an Rohrschach tunlichst, denn dagegen hatte Mama Lin bisher kein Mittel gefunden. Sonst war Rubinsteins Allergie wie durch Zauberei verschwunden – genauso wie die kleine Helene von Horig. Er betrachtete die Blüten bei ihrer Landung auf den Kieselsteinen. Wohin mochte es die Kleine verschlagen haben?

Mama Lin huschte mit flinken Schritten durch den Garten und servierte den gewaltigen *Spezial-Jakob-Rubinstein-Zwölf-Schätze-Teller* mit einer Schüssel gebratenem Reis und einer Kanne grünem Tee. Spezial deshalb, weil sein Essen, wie es die Thora vorschrieb, koscher war. Allerdings war Rubinstein bis auf gelegentliche Besuche in der Synagoge kein praktizierender Jude. Zumindest nicht so wie seine Schwester Rachel, die es mit der Religion ziemlich genau nahm.

»Xiè xie«, bedankte sich Rubinstein bei Mama Lin, griff nach den Stäbchen und wühlte sich durch das Tablett. Kaum hatte er die erste Portion in der Schüssel, schrillte das Handy.

»Ja?«, murmelte er mit vollem Mund.

»Ich hoffe, ich störe Sie nicht beim Essen?«

»Witzig.« Rubinstein wischte sich mit der Serviette die Mundwinkel ab.

Meist saß Lisa auch mittags im Büro. In der kleinen Küchenzeile öffnete sie Mister Watson eine Dose Katzenfutter und schob sich selbst ein Stück Tiefkühlpizza in die Mikrowelle. Schon vor Jahren war Rubinstein zu dem Schluss gekommen, dass Lisa nicht mehr als zweihundert Kalorien am Tag brauchte – was man von Mister Watson nicht behaupten konnte.

»Was haben Sie herausgefunden?«

»Also ...« Lisa raschelte mit einem Papier. Wahrscheinlich hielt sie den Hörer zwischen Wange und Schulter eingeklemmt, während sie in einem Stapel wühlte. Im Hintergrund maunzte Mister Watson.

»Was, also?«, drängte Rubinstein.

»Jaja ... *uno momento*, Rabbi Rubinstein.«

»Das war Italienisch«, korrigierte er sie.

»Ich weiß. Hebräisch kann ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Bitte?«, rief sie. »Sie murmeln doch andauernd irgendwelche hebräischen Flüche.«

»Jiddisch«, seufzte Rubinstein. »Ich spreche *Jiddisch*.« Wie oft hatte er ihr den Unterschied schon erklärt! Im Gegensatz zu Rachel konnte er außer *Schalom* nur ein paar andere hebräische Worte. Mehr war von seiner Kindheit in Tel Aviv nicht hängen geblieben. »Außerdem sind das keine Flüche, sondern Weisheiten.«

»Wie auch immer ... Ah, da ist es! Carla von Hörig ist vor sieben Tagen tatsächlich beim Kartenschalter am Hauptbahnhof gewesen. Sie hat für Helene ein Erste-Klasse-Ticket für die *City Night Line* von Wien nach Düsseldorf gekauft. Zum Glück hat sie mit ihrer Kreditkarte bezahlt ... Das war der einfache Teil.«

»Schau an, Schau an.« Rubinstein wiegte zufrieden den Kopf. »Und jetzt der schwierige Teil?«

»Erraten. Der Zug ist am Freitag um 22:10 Uhr aus dem Bahnhof gerollt. Helene hatte eine Platzreservierung für das Abteil 9E im neunten Waggon. Na, wie bin ich?«

»Donnerwetter!« Gelassen stocherte er mit den Stäbchen in der Schüssel und pickte ein Stück Lachs auf. »Jetzt sollten wir uns noch die letzten Ermittlungsergebnisse der Polizei besorgen.«

»Hab ich schon. Aber da gibt es nicht viel. Die Polizei konnte einen Zeugen aufreiben, der gesehen hat, wie Helene in den Zug

gestiegen ist, aber danach verlieren sich die Ermittlungen im Sand.«

»Immerhin«, murmelte Rubinstein. »Jetzt brauchen wir nur noch die Namen und Adressen der Reisenden aus den anderen Abteilen dieses Waggons, dann wissen wir mehr.« Er stopfte sich den Happen in den Mund. »Rufen Sie mich an, wenn Sie so weit sind.« Er wollte die Verbindung unterbrechen, stutzte aber. Beinahe glaubte er, Lisas verschmitztes Lächeln am anderen Ende der Leitung sehen zu können.

Einen Augenblick später sprudelte es wie eine Sintflut aus ihr heraus. Rubinstein ließ die Stäbchen fallen, klemmte das Handy zwischen Wange und Schulter und fingerte einen Kugelschreiber aus dem Sakko. Auf die Serviette kritzelte er die Namen, Adressen und Telefonnummern von Karl-Gustav Seisenbacher, Juliana Ramirez, Sybille Wranek und Professor Achim Brandenburg. Während er schrieb, rutschte die Serviette hin und her und riss in der Mitte ein.

»*Es is a Mist!*«, schimpfte er.

»Was?«

»Tüchtiges Mädchen«, lobte Rubinstein seine Sekretärin. »War sonst noch jemand in dem Waggon?«

»Genügen Ihnen die vier nicht? Wen haben Sie erwartet? Die Wiener Sängerknaben?«

Rubinstein verdrehte die Augen. »Saubere Arbeit.« Das sollte vorerst genügen. Zufrieden packte er das Handy weg, goss sich grünen Tee in die Schale und genoss die letzten warmen Strahlen der Sonne, die bald hinter dem Dachgiebel des Restaurants verschwinden würde.

Möglicherweise hatte eine der vier Personen Helene entführt – und er würde herausfinden, wer.

3. Kapitel

Jakob Rubinstein wanderte mit einem Packen flatternder Servietten in der Hand durch den Stadtpark. So ein Verdauungsspaziergang war eine feine Sache. Pensionisten, Dackel und auf Scootern, Skateboards und Rollerblades rasende Kinder schossen an ihm vorbei. Auf der Suche nach einem ruhigen Platz stapfte er über die Kieswege durch die weitläufigen Alleen, vorbei an Nussbäumen, Rosenhecken und Tulpenbeeten.

Die Wiener Parks liebte er mehr als alles andere. Sie brachten ihn auf neue Ideen. Er hatte schon so oft die Einladung seines Vaters ausgeschlagen, nach Israel zurückzukehren. Er war *hier* zu Hause: zwischen der Oper, dem Stephansdom, dem Riesenrad, dem Schönbrunner Tiergarten, den Nussbaumalleen, Fiakern, Heurigen und Kaffeehäusern. Nicht zu vergessen die Auen und Promenaden an den Seitenarmen der alten Donau. Das Flair dieser ehemaligen Kaiserstadt wollte er um nichts in der Welt missen und schon gar nicht gegen eine Sandwüste eintauschen. Wien war zu seiner Heimat geworden – außerdem war er sowieso ein halber *Goj*, ein Nichtjude.

Sein Vater, der Diplomat Chaim Rubinstein, hatte Ende der Sechzigerjahre eine Arbeiterin aus der Bendsdorf-Schokoladenfabrik geheiratet. Grete war ein typisches Wiener Mädel gewesen: frech und spitzbübisch. Jakobs Eltern blieben aber nicht lange in Wien, sondern übersiedelten nach Israel, wo seine Schwester und er zur Welt kamen. Jakob verbrachte seine Kindheit an einem Ort, der so fern schien, dass er ihn beinahe vergessen hatte. Tel Aviv existierte in seiner Erinnerung nur noch als Ansammlung

vager Gerüche, Bilder und Geräusche. Manchmal spürte er noch das Jucken von Sand in der Nase, roch die Tropfen gegen seine Heuschnupfenallergie und das in der Sonne ausgebleichte Plastik seiner Spielzeugautos. Er hörte das Plätschern der Brunnen, das Röhren der Panzer auf den Straßen und das Murren der Männer aus den Wirtshäusern ... An mehr konnte er sich nicht erinnern.

Der Hartnäckigkeit seiner Mutter war es zu verdanken gewesen, dass Jakob als zweite Muttersprache Deutsch gelernt hatte. Der alte Jonas, ein altehrwürdiger Professor und langjähriger Freund seines Vaters, brachte ihm den jiddischen Dialekt bei. Als Rachel sieben und Jakob fünf Jahre alt waren, übersiedelten die Rubinssteins wieder nach Wien. Seither war er nie wieder nach Tel Aviv zurückgekehrt. Einige Erinnerungen waren geblieben, vor allem die an bestimmte jüdische Weisheiten.

Wenn es nach dem Willen und den Beziehungen seines Vaters gegangen wäre, hätte Rubinstein die Wiener Polizeischule absolviert, aber zum Glück hatte er die Aufnahmeprüfung verweigert. Der heute amtierende Innenminister Frank Rohrschach war damals Ausbilder an der Polizeiakademie gewesen – und während des Aufnahmetests hatte Rubinstein ihm irrtümlich ins Bein geschossen. Vielleicht hatte es aber auch daran gelegen, dass Rohrschach ein kaum hörbares *Saujuden haben bei der Wiener Polizei nichts verloren* gemurmelt hatte, worauf Rubinstein zu seiner Entschuldigung bloß ein *Nu, man wird sich doch wohl noch verteidigen dürfen* hervorgebracht hatte.

Rubinsteins Vater hatte einen Anruf getätigt, und die Anzeige wegen Körperverletzung wurde fallen gelassen. Danach hatte Rubinstein jahrelang in einem Auskunftsbüro gearbeitet, sämtliche Sachkundeprüfungen absolviert und war Mitglied im Österreichischen Detektiv-Verband geworden. Zwar besaß er einen Waffenpass und eine Walther, hatte aber nie einen Schießstand